

Kaukasische Post

Erscheint 2-mal wöchentlich:

am Donnerstag und am Sonntag.

Bezugspreis: 12 R. 50 K. für 1 Mt. Anzeigen:
die 3-mal gebaltene Kleinzeile auf der ersten
Seite 1 R. 50 Kov. auf der 4. Seite 1 R.Adresse d. Redaktion u. d. Geschäftsstelle (vorüber-
gehend): Michael-Str. Nr. 89, im Magazin
von G. Frid (vormals E. Aufermann). Schreib-
stunden: 10—12 vorm. (zu fragen nach W. Bauer).

Nr. 46.

Tiflis, den 15. Juni 1919.

11. Jahrgang.

Sonntag, den 15. Juni,

im Lokal des 2. Grusinischen Klubs (Michael-
strasse, 129, Haus Barth):

Grosses Gartenfest

Kindervorstellung! zum Besten Kindervorstellung!
des Evangelisch-lutherischen Frauenvereins.

Lotterie-Allegrie, Glückstonne, Büffet u. dgl.

Anfang — 5 Uhr nachmittags.

Eintrittspreise: für Erwachsene R. 1.99; für Kinder 99 K.

Das Fest findet bei jedem Wetter statt.

Zur politischen Lage.

Inland. — Die Transkaukasische Konferenz, deren Arbeiten einen überaus lebhaften Verlauf nehmen (selbst in den Kommissionen geben sie nicht recht vorwärts), woran vor allem die unklarbare scheinende territorial (Gebiets-) Frage schuld sein soll, da alle übrigen Fragen mit ihr auf's engste zusammenhängen, ist erst recht auf Schwierigkeiten gestoßen, als es hieß, gegenüber der Deutschen Gefahr zu einem einheitlichen Entschluß zu gelangen. Daß ein solcher nur in dem Sinn entschlossener gemeinsamer Abwehr der auf die Vernichtung der politischen Selbständigkeit sämtlicher transkaukasischer Republiken gerichteten Bestrebungen der sogenannten „Freiwilligen-Armee“ gefaßt werden könnte, war den Vertretern Georgiens und Aserbaidschans abnehmbarer klar, und fand eine von N. W. Ramischwili, als Berichterstatter, entsprechend abgefaßte und in Vorbericht gebrachte Resolution ihre volle Zustimmung. Die Vertreter Armeniens aber erklärten, daß sie nicht bevollmächtigt seien, militärische Bündnisse abzuschließen, und daß die Antwort auf obigen Vorbericht nur von der armenischen Regierung selbst gegeben werden könne. Ferner wiesen die Vertreter Armeniens noch auf eine andere, den transkaukasischen Republiken drohende Gefahr hin, welche die Konferenz vergessen zu haben scheine, nämlich die türkische, im Süden, wo sich eine bedeutliche Bewegung von der Seite des Kaiserlichen Erzerum bemerkbar mache, die in erster Linie der Republik Armenien verhängnisvoll werden dürfte. Nach kurzer Debatte, an welcher sich namentlich, außer N. W. Ramischwili, auch G. P. Gegejtschforti, Gpan-Ghojisi u. a. beteiligten, wurde die Entscheidung über die Annahme oder Ablehnung der erwähnten Resolution für eine Woche vertagt und die Tätigkeit der Konferenz für diese Zeit ganz eingestellt. Den Vertretern Armeniens ist dadurch die Möglichkeit geboten, sich mit ihrer Regierung nach Belieben zu verständigen, und sind dieselben bereits nach Erwan abgereist. Sollte die Antwort jener vernünftig ausfallen, so würde sie von dort schriftlich gegeben werden, wie von den Vertretern Armeniens auf der in Araks sitzenden Sitzung der Konferenz bemerkt wurde. Das aber bedeutet offenbar soviel wie — Sprengung der Konferenz, da eine gemeinschaftliche Beratung aller ihrer Mitglieder nach einer derartigen Abgabe in einer so wichtigen, die Existenz Georgiens und Aserbaidschans betreffenden Angelegenheit, weiterhin gewiß nicht mehr möglich wäre, ganz abgesehen davon, daß die Republik Armenien des Zusam-

mengehens mit den Nachbarrepubliken dann auch wohl nicht mehr bedürftig wird, und zwar aus den nämlichen Gründen, die für die Absonderung der ersteren überhaupt maßgebend gewesen sein dürften. — Die Bezirke von Ardaghban und Dity sind, nachdem ersterer von den georgischen Truppen infolge gewisser Umstände, die hier nicht näher erörtert zu werden brauchen, geräumt worden ist, von der Republik Armenien eingenommen worden. In der georg. Zeitung „Siala Akbe“ spricht G. Wschaweli seine Entrüstung über die „Nachgiebigkeit“ der georg. Regierung aus, wobei er u. a. sagt: „Die obersten Leiter der Diplomatie und der Strategie, die Herren Gegejtschforti und Ramischwili, obgleich unzufrieden mit der Partier Konferenz, richten nichts desto weniger in Tiflis ihr eigenes Paris auf und spielen die Rolle Wilson's in den Angelegenheiten der Armenier wider die Mohammedaner“, indem georgisches Blut in Ardaghban wohl nur zu dem Zweck vergossen worden sei, um den Armeniern die Wege zur Einnahme der Bezirke von Karz, Ardaghban und anderer mohammedanischer Gebiete zu ebnen, und man in der äußeren Politik georgischerseits nicht verstanden habe, wobei Garantien von einfachen „Kombinationen“ zu unterscheiden, als es hieß (auf Grund einer angeblich getroffenen „engaltigen“ Vereinbarung zwischen Georgien und Armenien), daß auf Abkalych und Abkalfalasi armenischerseits zu gunsten Georgiens Bericht geleistet worden sei und daß der Karier Bezirk beiden Parteien zu gleichen Teilen zufallen würde: Karz—Kappaman den Armeniern, Ardaghban—Dity den Georgiern! Eine gewisse Genehmigung wird G. Wschaweli heute zuteil. Dity wird von türkischen Banden, wie die Tagesblätter zu melden wissen, arg bedrängt, so daß eine brit. Sonderkommission, in Begleitung armenischer Truppen, dorthin aufgebrochen ist, um nach dem Rechten zu sehen und die armenische Herrschaft nach Kräften zu befestigen. Gleichzeitig sind zahlreiche Überfälle auf der Straße zwischen Karanraun und Sarikamisch, die auch türkischen Banden zugeschrieben werden, vorgekommen, denen namentlich armenische Flüchtlinge zum Opfer gefallen sein sollen. Allgemein wird behauptet, daß gegen die Linie Sarikamisch—Dity ein türkischer Vorstoß von Erzerum im Schwange sei und daß somit die Gefährnisse in und um Dity und Sarikamisch nur das Beispiel der eigentlichen Tragödie bilden, die im Süden anhebt und neues Geand über das armenische Volk bringen wird. Auch im Nachsichtigen bekanntlich die Armenier für sich) nur mit genauer Not aus der bedrängten Stadt flüchten konnten und auch das nur dank dem englischen Kommando, das ihnen rechtzeitig Hilfe brachte, so versteht man freilich die „türkische Gefahr“, von der die Vertreter auf der transk. Konferenz in Tiflis gesprochen haben, aber — „wie du dich betest, so schließt du“, so besagt ein altes deutsches Sprichwort. Wahrscheinlich G. Wschaweli findet Genehmigung. Aber das irreführende armenische Volk — was sagt es zu alledem? — Auf Anregung der Bakuer Arbeiter-Konferenz wird in Tiflis ein außerordentlicher Kongreß der transkaukasischen Arbeiter stattfinden. Auf der Tagesordnung steht nur die eine Frage: „Kampf mit Deutlich.“ Die „Vorjba“ erfolgt von der zu erwartenden „Verein-

gung des Proletariats“ in Transkaukasien, einschließlich der Arbeiterchaft Armeniens, die, wie das Blatt voraussetzt, sich von dem Kongreß nicht fernhalten wird, einen „hervorragenden Sieg“, dem „weitere Siege nachfolgen“ würden. Vorbedingung sei allerdings, daß „die Genossen den Kongreß nicht zur Propagandierung von Sonderansprüchen ihrer Fraktionen auszunutzen versuchen würden.“ — Der Kongreß von Vertretern der russischen Bevölkerung Transkaukasien hat am 7. d. Mts. seine Tagung beendet. Nach langen Gut- und Herreden wurde schließlich eine Resolution, welche die soz.-revolutionäre Partei vorgeschlagen hatte, angenommen, in welcher es unter anderem heißt, daß „die belagerte arbeitende russische Bevölkerung, in der Erkenntnis ihres engen wirtschaftlichen und politischen Zusammenhanges mit Transkaukasien, mit allen daselbst bewohnenden Völkern in Brudersliebe und Frieden leben möchte, deren Werte auf Selbständigkeit des nationalen staatlichen Lebens achte und demgemäß sich völlig loyal zu allen transkaukasischen Republiken verhalte.“ Weiterhin betont der Kongreß „die Notwendigkeit, die arbeitenden Massen brüderlich zur ideologischen Einigung untereinander und mit den revolutionär-demokratischen Kräften aufzurufen.“ Bezugnehmend auf das „Marztagete getretene Verbrechen der Freiwilligen-Armee, die den Willen des reaktionären Schwarzen-Quartets ausführe, Transkaukasien mit Waffengewalt zu erobern, worin eine tödliche Gefahr für alle transk. Völker und die russische arbeitende revolutionäre Demokratie zu erblicken sei“, erklärt der Kongreß, daß „die russische Bevölkerung Transkaukasien sich einmütig gegen jede bewaffnete Einmischung in die Angelegenheiten der transk. Republiken, von wem sie auch ausgehen möge, anspricht und den Feldzug der Frei-Armee hierher aufs entschiedenste verurteilt“. Zum Schluß bringt die Resolution den Wunsch der Versammlung zum Ausdruck, es möchte in den transk. Republiken im Gesetzgebungswege die Befreiung der Soldaten vom Wehrdienst bestimmt werden, weil dieser mit ihren religiösen Anschauungen unvereinbar sei. Die Tagung schloß mit der Wahl eines neuen russischen Nationalrates, der aus 42 Mitgliedern und 21 Kandidaten (Vertretern der bäuerlichen Gruppe, der Sektanten und der auf dem Kongreß verbliebenen Parteien, mit Ausnahme der Kommunisten, die sich am Rate nicht zu beteiligen wünschten) bestehen soll. In das leitende Büro des Nationalrates sind gewählt worden: als Vorsitzender — A. A. Kaluschin, als 2. Vorsitzender — N. J. Strjelkowskij und als Sekretär — A. A. Glosow.

Ausland. — In Versailles scheint die Unümmigkeit zwischen den „Apollon des imperialistisch-kapitalistischen Friedens“, d. h. Wilson, Lloyd-George und Clemenceau mit jedem neuen Tage — statt nachzulassen — größer zu werden. Die deutschen „Gegenvorschläge“ erwecken sich eben als eine zu harte Last, selbst für die starken Säulen dieser „Gewaltigen“, von den übrigen Mitgliedern der entlegenen „Friedenskonferenz“ schon ganz zu geschweigen. Die öffentliche Meinung in aller Herren Länder ist des sechsmonatlichen, unfruchtbareren Arbeitens der Herren Diplomaten in dem französischen Kabinett nachgerade müde geworden und verlangt, daß die Last des Friedens ihnen entzogen und anderen Vertrauensmännern der so schwer lebenden Völker überlassen werde. Diese Unmöglichkeit macht sich insbesondere in den Vereinigten Staaten bemerkbar, wo die Nachrichten aus Paris „Bitternis“ hervorrufen. Das will aber schon das Besagen, da ja Amerika

zurzeit, angeht die finanzielle Abhängigkeit Frankreichs und Englands von seinem Entgegenkommen oder Widerstreben, in der Welt die erste Geige spielt. Dazu kommt, daß in vielen Ländern, namentlich in den mit England so oder anders in politischem Zusammenhang befindlichen, wie z. B. Indien, Ägypten, Afghanistan etc., seit Monaten bereits eine Aufwandsbewegung Platz gegriffen hat, deren die interessierten Regierungen, wie es scheint, trotz aller Kraftanstrengung nicht Herr werden können, und daß neuerdings auch in denjenigen Staaten, die von den Verbündeten, als den „Ziegern“, so behandelt werden, wie es nun schon mal „Belegte“, nach der landläufigen Moral, nicht besser verdient haben, d. h. wie Opfertiere, — die Volksmassen aus ihrer lethargischen Gleichgültigkeit herauszuziehen, wie z. B. in der zur Aufteilung bestimmten Türkei, und das Joch der neuen Herren in blutiger Weise abzuschütteln sich anschicken. Schließlich bleibt noch die „russische Frage“ nach wie vor ungelöst; sie aber birgt Schwierigkeiten in sich, über die keine Konferenz von Diplomaten ohne Mithilfe der Völker selbst hinwegkommen wird. Alles das zusammengekommen, bedeutet aber, daß wir vom „Weltfrieden“ heute weiter entfernt sind denn je.

Die Deutschen in Norwegen.

Von Farrer B. G. Günther, Christiania.

Zunächst wird es notwendig sein, einige Vorbemerkungen zu machen über die Lage der hiesigen Auslandsdeutschen sowohl im allgemeinen als auch im Besonderen im Kriege. Denn erst auf diesem Hintergrund kann das zu Berichtende richtig gesehen und gewertet werden.

Kein Landmann in der Heimat kann sich wohl eine rechte Vorstellung davon machen, was an innerer Qual und äußeren Nöten es bedeutet, den Krieg fern von der Heimat im fremden Lande erleben zu müssen, insbesondere in einem nicht gerade freundlich gestimmten, von unseren Feinden stark abhängigen Lande.

Die Stimmung der überwiegenden Mehrheit des norwegischen Volkes kann man ohne Übertreibung als antideutsch bezeichnen. Zwar ist das lange nicht in dem Maße der Fall, wie einst im deutsch-französischen Krieg 1870/71, wo der Deutsche, wie man mir erzählt hat, sich kaum auf der Straße sehen lassen konnte, wo ihm die Fenster eingeworfen wurden usw. Aber auch jetzt ist es noch so, daß der Deutsche sich hierzulande höchstens als

gerade gebildet fühlen kann. Verschiedene Ereignisse haben sogar diese Stimmung im Laufe des Krieges noch verschärft, insbesondere die zahlreichen Torpedierungen norwegischer Schiffe, zum Teil unter Verlust norwegischer Menschenleben, die Bomben-Affäre, Spionageraffäre u. a. Gewiß gibt es auch Kreise hier, die anders denken, und wir haben viel Erfreuliches und Erhebendes an Sympathie und Verständnis für unser schwer ringendes Volk von seinen norwegischer Freunde, namentlich aus den Kreisen der Intellektuellen, erleben dürfen, aber die überwiegende Menge der Norweger sieht uns doch mit unfreundlichen und mißtraulichen Augen an.

Fast ausnahmslos einseitig aber ist vor allem die norwegische Presse. Wir haben ja hier in Norwegen die eigentümliche Erscheinung, daß keine einzige Zeitung den deutschen Standpunkt vertritt. In den ersten Kriegsjahren verurteilte die hiesige Presse wenigstens, den neutralen Anspruchs im allgemeinen zu wahren, ein größerer Teil hat dann aber mehr oder weniger offen ihren antideutschen, oder doch entente-feindlichen Standpunkt erkennen lassen. Man erwäge einmal, was allein diese Tatsache, daß kein einziges Blatt im Lande sich auf die deutsche Seite gestellt hat, was diese Einseitigkeit für einen moralischen Eindruck nicht nur auf die Norweger, sondern auch auf die unter ihnen lebenden Deutschen machen muß.

Was dann die äußeren Existenzbedingungen anlangt, so hat natürlich der deutsche Geschäftsmann hier, selbst wenn er norwegischer Staatsbürger ist, unter dem Schwarz-Weiß-System, mit dem England die norwegische Geschäftswelt nach Belieben knebelt, erst recht zu leiden, wenn er nicht überhaupt seine Existenz verliert. Aus diesen und anderen Gründen ist auch die äußere Lage des Deutschen in diesem so stark von der Entente abhängenden Lande schwierig.

Wie sieht nun das Deutschtum aus, das sich diesen Verhältnissen gegenüber gestellt sieht? Die Zahl der Deutschen in Norwegen ist verhältnismäßig sehr gering, ich schätze sie auf höchstens 200 im ganzen Lande. — In Christiania etwa 800, in Bergen etwa 200, in Stavanger etwa 100, Trondhjem 50, die übrigen sonst im Lande verteilt. Die meisten dieser Deutschen sind norwegische Staatsbürger, insbesondere die seit langem hier anwesigen. Es ist nämlich früher nicht leicht, teils unmöglich gewesen, als Ausländer in Norwegen Besitz zu erwerben oder ein eigenes Geschäft zu führen. Nur wenige der wirklich seit

anfängigen Deutschen sind daher Reichsdeutsche. Weiter gibt es nur wenige rein deutsche Familien, meistens sind die Ehen gemischt, indem entweder deutsche Männer, die sich hier selbst gemacht haben, mit Norwegerinnen verheiratet sind, oder aber Norweger, insbesondere aus den Kreisen, die in Deutschland studiert haben sich mit deutschen Frauen verheiratet haben. Deutsche Staatsbürger sind meist die jungen Leute, insbesondere die nicht selbständigen Handwerker, Typographen, Lithographen, Vorbereiter, Werkmeister in allerhand norwegischen Betrieben. Die zweite Generation fühlt sich, namentlich soweit sie aus den gemischten Eltern stammt, nur selten noch als deutsch. Die Verwandtschaft der Sprache, Rasse und Religion begünstigt das Aufgehen im fremden, d. h. norwegischen Volkstum sehr stark. Wirtschaftlich gehören die Deutschen in Norwegen im allgemeinen dem Mittelstande an, es gibt nur ganz wenige reiche Deutsche hier, so daß also die an sich schon kleine Zahl der Deutschen auch wirtschaftlich keine besonders starke oder gar einflussreiche Stellung hier im Lande hat.

Als nun der Krieg kam, ist die kleine Schar noch weiter zusammengeschmolzen durch die Einberufungen zum Heeresdienst. Zunächst traf das die jüngeren Leute, später auch die älteren, nur garnisondienstpflichtigen. Hier beginnt nun sofort der große Unterschied zwischen Heimatdeutschen und Auslandsdeutschen spürbar zu werden. Dahin macht man sich meist gar nicht klar, daß es für einen Auslandsdeutschen noch etwas ganz anderes bedeutet, dem Ruf des Vaterlandes nur passive Folge zu leisten, als für den Bürger zu Hause. Für die jungen Leute, die kein eigenes Geschäft in der neuen Heimat begründet haben, ist der Unterschied natürlich nicht groß, obwohl man nicht verzeihen darf, was für eine Versuchung es für viele bedeutet, wenn die von allerhand sozialistischem anti-militaristischen Jodeln erfüllten ausländischen Kollegen dem jungen Freunde vorreden, er werde doch nicht so dumm sein und seine Haut zu Markte tragen, wo er es doch so gut hier habe und vor jeglichem Zwang und jeglicher Strafe geschützt sei, falls er in der neuen Heimat bleibe. Vor allem aber stelle man sich einmal vor, was es sagen will, wenn ein Deutscher, der vielleicht eben mit Mühe auf dem fremden Boden sich selbstständig gemacht hat, der vielleicht mit einer Norwegerin verheiratet ist, sein Geschäft im Stiche lassen soll in einer Umgebung, die den deutschen Geschäftsfolger nicht helfend zur Seite tritt. Ich könnte manche Fälle erzählen.

Für Herz und Gemüt.

Dem Selbstgerechten in's Stammbuch.*)

Dorche bedächtig,
Was ich dir sage:
Es ist verächtlich
Die hiesige Lage.
Auch ist es nicht Sache des einen,
Den andern zu richten;
Ein jeder hat, möchte ich meinen,
Ja, seine eigenen Pflichten.
Dum forge und mache,
Das Deine zu tun;
Alles andere laß ruhn. . . .
Vom Schicksal der eine
Zum Armen erkoren;
Der andere im Scheine
Des Glückes geboren. . . .
Im Leben verteilt verschieden
Das Schicksal die Gaben;
Was dem einen beschieden
Kann der andre nicht haben,
Dum rühmst du mitnichten
Dass da es geleistet:
Ein Dd'rter hat dich beglütet. . . .

Grüning.

*) Dieses Gedicht stammt aus der Feder eines transsylvanischen Kolonisten. Obwohl ihm gewisse Mängel anhaften, geben wir es an dieser Stelle wieder, um dem allgemein verbreiteten Vorurteil zu begegnen, als ob unsere Stammesbrüder hierzulande nur materielle Sorgen kennen, und um zugleich auftretende Tichteraleute in ihrer Schaffensfreude zu unterstützen. Das Red.-Komitee.

Der Engel der Geduld.

Erzählung von Elisabeth Baud.

(9. Fortsetzung.)

Doch die Bank war nicht leer. Ein junges Mädchen sah darauf, halb noch ein Kind. Sie trug den kurzen Bauernrod, grobe Holzspantöfel an den Füßen und ein Kopfband, welches das rothe Gesichtchen wunderbar einrahmte. Nehen sich auf der Bank saß sie ein Bündelchen mit Sachen liegen, wie die Mägde zu haben pflegen, wenn sie in den Dienst gehen.

Guten Tag! sagte sie schüchtern, als die Herrschaften kamen, und wollte bescheiden aufstehen.

Doch der Baron litt das nicht.

Bleibe ruhig sitzen, mein Kind! sagte er gütig, du wirst auch müde sein!

Ah ja! antwortete die Kleine, ein wenig senkend, ich bin so weit hergekommen! Ihre Stimme klang weich und lieblich.

Wird es dir auch nicht zu kühl sein, Franz? — sagte Magdalena ihren Garten ängstlich, mir scheint, du vergißt ganz deinen leidenden Zustand!

Ah nein! lächelte der Baron, die Luft ist ja so milde, liebe Lena! Es wird bald Frühling werden!

Ja, ja! Auch Magdalena lächelte, aber der ärmende Ernst blieb doch in ihren blauen Augen. Frühling, sprach sie leise, das heißt: Gensung — Auferstehung nach allem Leid und Weh der Vergangenheit. Weiter kam sie nicht, denn ein verhaltenes Schluchzen klang an ihr Ohr, und befüßt wandte sie sich nach dem jungen Mädchen um, das neben ihr saß. Die Kleine hatte das Gesicht in den Händen vergraben und weinte bitterlich.

Aber was hast du denn, Kind? fragte Magdalena mittheilend.

Ja, warum weinst du? forschte auch Baron Franz in seiner gütigen Weise.

Ah — ich — ich — bin — so unglücklich! schluchzte das junge Mädchen: So verlassen!

Armes Kind: sagte Magdalena gerührt, hast du keine Eltern?

Nein, o mein! Die Kleine schüttelte traurig das Köpfchen. Ich habe niemand, nicht Vater, nicht Mutter!

Wie bedauere ich dich! Die Stimme der Baronin klang weich. Es ist sehr schwer für ein junges Geschöpf, ohne Elternliebe — schlußlos — im Leben dahinzuleben! Wie alt bist du denn eigentlich? forschte sie weiter.

Fünfzehn Jahre! antwortete das Mädchen schüchtern.

Fünfzehn Jahre, wiederholte Magdalena, und ihre Augen wüßten leucht.

So alt würde gerade unsere kleine Greta sein, wenn sie lebte, meinte Baron Franz und seufzte. Unser einziges, geliebtes Kind!

Auch Magdalena seufzte, und ein paar große Tränen rannen ihr langsam über das noch immer schöne Gesicht.

Ja, wie schön wäre es, wenn wir sie noch hätten! murmelte sie.

Meine nicht, Lena! hat der Baron, und ergriß ihre Hand, du weißt, ich kann dich nicht leiden sehen!

Magdalena trocknete schnell ihre Tränen.

Verzeih, sagte sie leise mit ein wenig zitternder Stimme, gewiß, ich wollte dir nicht weh tun — allein der Schmerz überwältigte mich. Eine Mutter wird nie aufhören, um ihr verlorenes Kind zu trauern!

Ein Vater auch nicht! feste der Baron trübe hinzu.

Das junge Mädchen sah indes still da und wagte nicht, das vornehme Paar in seiner Zwiesprache zu stören. Die beiden trugen wohl auch irgend ein geheimes Leid, denn warum weinte sonst die blasse, schöne Dame, und warum sah der Herr so traurig aus?

Eine Weile herrschte dann Schweigen, und man hörte nur das Rauschen der Tannen und das Niesel- und Pfätschern des Waldbaches.

Theater der „Artistischen Gesellschaft“.

Sonntag, den 15. Juni, um 7^{1/2} Uhr abends, auf vielwünschtes Verlangen

Wiederholung des zweiten Abends für Plastik und Reizenanz

der Kunstschule Srbuhi Lissizlan.

Einzelheiten siehe Affichen

Billete werden im Theater an der Kasse verkauft.

wo der Auslandsdeutsche eine Vaterlandsliebe und einen Heroismus gezeigt hat, auf die das Auslandsdeutschum mit Recht stolz sein kann. Da ist z. B. ein Konditor, der, nachdem er lange Jahre als Geselle in größeren norwegischen Geschäften gearbeitet hat, sich mit einer Norwegerin verheiratet und mit Hilfe seiner eigenen Ersparnisse und eines kleinen paßend gelegenen Häuschens seiner Frau kurz vor dem Kriege den ziemlich gewagten Schritt getan hat, eine eigene kleine Konditorei zu eröffnen. Allerhand Schulden sind dabei natürlich nicht zu vermeiden gewesen, aber durch redliche Arbeit hofft er, sie bald zu tilgen. Da kommt nach einem Jahre der Krieg. Viele seiner Landsleute, die ebenso wie er noch in militärrückigen Jahren sind, haben vor mehr oder weniger Jahren die norwegische Staatsbürgerschaft erworben. Diese bleiben natürlich im Lande. Im Grunde ist doch zwischen ihm und ihnen kein wesentlicher Unterschied. Trotz allem eilt der Mann, nachdem er sich eine bereitwillig zustehende Frist zur Ordnung seiner Verhältnisse beim deutschen Generalkonsulat erbitten hat, in die bedrohte Heimat, und seine Frau mit mehreren Kindern bleibt allein zurück mit der ganzen Last und Verantwortung des jungen Geschäfts. Oder einen anderen Fall: Zwei Söhne eines landbauaffinen Deutschen, die beide hier geboren und aufgewachsen und norwegische Bürger sind, melden sich zum Kriegsdienst in dem Heimatland ihrer Eltern. Die Wiederaufnahme in die deutsche Staatsbürgerschaft ist rasch geordnet, und sie treten in die deutsche Armee ein. Die sofortige Folge ist, daß der Vater auf die Schwarzste Rute gesetzt und sein Geschäft vollständig ruiniert wird.

Leider fehlen mir zuverlässige Angaben über die

Endlich wandte sich Magdalena dem armen Kinde wieder zu.

Und wohin willst du denn jetzt gehen? fragte sie freundlich, wie ich sehe, hast du dein Bündelchen geschnürt?

Ja! antwortete die Kleine treuherzig, meine Pflegemutter ist nämlich gestorben und im Dorf wollte mich keiner, weil ich ein Findelkind bin — da ging ich denn —

Und weißt nicht, wohin! vollendete Magdalena mit-leidig, ist es nicht so?

Das junge Mädchen erstotete und ließ das Köpfchen auf die Brust sinken.

Ich — ich — dachte, sammelte sie, daß ich mir einen Dienst — suchen könnte!

Der Baron und die Baronin wogelten einen raschen Blick des Einverständnisses miteinander.

Möchtest du bei uns sein? fragte Magdalena herzlich.

Das junge Mädchen blinnte sie fast erschrocken an.

O, gnädige Frau! flottete sie verwirrt, Sie — Sie — wollen mich — in Dienst nehmen?

Ja! antwortete Magdalena lächelnd, wir werden dich gleich mitnehmen, und wenn du fleißig und ehrlich bist, wird es dir auch nicht schlecht gehen bei uns!

Ach, ich will ja alles tun! versprach die Kleine überglücklich, liebe, gnädige Frau, lieber gnädiger Herr, wie soll ich Ihnen nur danken? In ihrer grenzenlosen Freude ergriß sie die Hand der Baronin und küßte sie.

Magdalena trieb ihr geküßte über die freischen Wangen.

Du bist jung und kräftig! sagte sie, du wirst schon bald etwas Nützliches lernen in der Wirtschaft! Dann habe ich auch Freude an dir!

O, ich will Ihnen treu dienen! versprach das junge Mädchen ernsthaft, nie werde ich vergessen, wie Sie mich heute aufnahmen! Nie! Nie!

Magdalena legte in einer Aufwallung mütterlichen

Zahl der Auslandsdeutschen, die aus Norwegen zu den heimatischen Jähren eingetrückt sind, viele davon sind gefallen.

Für die kleinen deutschen Kolonien, insbesondere in den größeren Städten Norwegens, ergab sich nun infolge dieser Einberufungen sogleich nach Ausbruch des Krieges die Aufgabe, für die zurückgebliebenen Familien der Krieger die vom Staate geleistete Kriegsunterstützung zu ergänzen, ebenso wie es zu Hause die Gemeinden tun. Die meisten dieser Familien waren von seiten der Frau norwegisch. Aber das war uns ein Grund mehr, für ein ausreichendes Auskommen dieser zurückgelassenen Frauen und Kinder zu sorgen. In Christiania hätten wir glücklicherweise bereits einige Jahre vor dem Kriege einen deutschen Frauenverein gegründet, der mit dem bereits länger bestehenden deutschen Hilfsverein die Fürsorge für unterstützungsbedürftige Landsleute bejorgte. Dieser Frauenverein nahm die Ergänzung der Staatsunterstützung an die Kriegerfamilien in die Hand. Dabei wurde ebenso wie in Deutschland gewissenhaft jeder einzelne Fall geprüft und die Unterstützung nach den besonderen Verhältnissen der betreffenden Familien bemessen. Der deutsche Frauenverein in Christiania hat bisher für diese Zwecke bereits über 20 000 Kr. gesammelt und verausgabt.

Daneben wurden Sammlungen für die Heimat insbesondere für das Rote Kreuz veranstaltet. In den ersten Jahren wurden vom Frauenverein für 11 721 Kronen Gaben an das Rote Kreuz nach Deutschland gesandt, so lange die norwegischen Behörden noch in der Lage waren, die Ausfuhr zu gestatten. Es handelte sich vor allem um warme Unterleidung, insbesondere die wunderbaren norwegischen Stiefeln, für den Winter eine unübertreffliche, wirklich sicher warm haltende Fußbekleidung. Dazu kam noch eine Menge selbst gestrickter Strümpfe und ähnliche Gegenstände. Später stellte dann die Fürsorge für die aus ruffischer Gefangenschaft zur Internierung in Norwegen eingetroffenen deutschen Halbinvaliden neue unerwartete Anforderungen. Zur Beschaffung von Liebesgaben aller Art für diese erholungsbedürftigen Landsleute hat der Frauenverein 6477 Kr. aufgewendet. So hat allein der hiesige Frauenverein insgesamt 40 000 Kr. für Kriegsunterstützungszwecke aufgebracht. In den anderen größeren Städten nahmen sich die deutschen Vereine der Kriegsunterstützung der Familien an. Auch sie haben ansehnliche Summen aufgebracht, doch fehlen mir hier leider zuver-

lässige Zahlen. Der deutsche Verein in Trondhjem hat sich insbesondere des bei Trondhjem internierten Hilfsvereins „Berlin“ mit seiner etwa 450 Köpfe zählenden Besatzung treulich angenommen. Vor allem hat er dafür gesorgt, daß ihr zu Weihnachten Liebesgaben von ihren Landsleuten aus Norwegen zufließen, wobei er durch die Deutsche Gesellschaft in Christiania sehr wesentlich unterstützt worden ist. Der kleine deutsche Verein in Trondhjem hat für Weihnachtsgeschenken aus der „Berlin“ allein über 3000 Kr. gestiftet, außer den Sammlungen direkter Gaben. Einige Deutsche in Trondhjem sind übrigens auch mit den Gerichten in Konflikt gekommen, da sie der Beihilfe bei den Rückvorbereitungen der internierten Landsleute verdächtig wurden. An verschiedenen Orten wurden zu besonderen Zweckes Sammlungen veranstaltet, wie z. B. für Denkmäler an den Ruhestätten der in der Schlacht am Stagerak gefallenen deutschen Seeleute. (Fortf. folgt.)

Ans dem deutschen Leben

Ans dem deutschen Leben

Die Jahrhundertfeier der Deutschen Petri- Pauli-Gemeinde und ihrer Schule zu Tiflis.

Am 9. Juni d. J. hat die deutsche Gemeinde zu Tiflis die Jahrhundertfeier ihres Bestehens erleben dürfen. — Hundert Jahre mißvollenen Kampfes und Ringens, fern von der alten Heimat, nur auf sich selbst und die eigenen Kräfte angewiesen!

Bereits einige Tage vor dem Feste war in der Deutschen Schule eine fleißige Tätigkeit zu bemerken — es wurde „gerichtet.“

Am Sonnabend schon wurden Einladungen verandt. Wie aus diesen zu ersehen, sollte die Feier in 3 Abteilungen zerfallen:

1. 1) Feierlicher Zug der Kinder nach der Kirche.
- 2) Festgottesdienst.
- 3) Feierlicher Zug der Versammlung nach dem Festplatze.

II. Das eigentliche Fest mit Ansprachen und Liedern (Männerchor und Schülerchor).

III. Schülerabend mit Schauturnen, Aufführung von kleinen Theaterstücken, Deklamationen, lebenden Bildern, Gesang etc. Da das Wetter jedoch unendlich war, so verschmolzen die beiden ersten Abteilungen in eine: nicht nur der Festgottesdienst, sondern auch die Ansprachen fanden in der Kirche statt.

mögen und beten, hier mitten in dem schönen, weiten Wald. —

Da kam ein Wagen angefahren, mit prächtigen Pferden bespannt, und der Baron und die Baronin stiegen ein. Berta sah es mit weit geöffneten Augen.

Ach, dachte sie, es ist wohl alles nur ein Traum? Ein schöner Traum? Gleich wird der Wagen verschwinden, und der Wald wird wieder so stille sein und kalt, ich aber werde verlassen auf der Bank sitzen und weinen.

Doch da rief die Baronin nach ihr.

Wo bist du denn, Kind? mahnte die freundliche Stimme, komm, heize schnell ein, auf dem Nachsitze ist noch ein guter Platz für dich!

Berta gehorchte und bestieg den Wagen. Immer trauersamer und seltsamer ward ihr zu Mute.

O, gnädige Frau! Liebe, gnädige Frau! stammelte sie und preßte in überfließendem Gefühl ihr glühendes Gesichtchen auf die weiche, süße Hand der Baronin.

Magdalena lächelte ihr gültig zu.

Hoffentlich wird die unser Haus bald eine liebe Heimat werden! sagte sie herzlich.

Der Baron schwieg und blieb auch stille während der Fahrt. Er war sehr, sehr abgeneigt. Mit halb geschlossenen Augen lag er weit zurückgelehnt in den Wagenkissen, so oft er aber den Blick hob, freute er sich an dem hübschen, rosigem Gesicht der kleinen Berta, welches lieblich, wie ein knospendes Köstlein, aus der Umrandung des bunten Kopftuches hervorjab.

Eigentlich ist sie hübsch, diese arme Kleine! dachte er, doch woran erinnert sie mich? — Es fiel ihm nicht ein, und in halber Bewußtlosigkeit fuhr er weiter und weiter — immer weiter durch den stillen, dunklen Wald. —

(Fortsetzung folgt.)

Gefäßs ihren Arm wie schützend um die isolante, fast noch kindliche Spital der Kleinen.

Wie heißt du denn? fragte sie dabei freundlich.

Berta! entgegnete das junge Mädchen, und ein Ausdruck von Schmerz lag über das liebe Gesichtchen, einen andern Namen habe ich ja nicht.

Du weißt ihn nicht! sagte die Baronin, denn ein jedes Kind auf dieser Welt, und wenn es gleich ganz arm ist, hat einmal Vater und Mutter gehabt! Du auch, meine arme, kleine Berta, du auch!

Das junge Mädchen hätte sich am liebsten jählich an die Brust der guten Dame geschmiegt. Sie war ihr so lieb, so vertraut, gar nicht wie eine Fremde, die sie doch erst so kurze Zeit kannte. Wie kam das nur? Ja, wie kam das? Ihr war so wohl und ihr war so weh — sie hätte weinen und lächeln mögen zu gleicher Zeit!

Es wird Zeit sein, daß wir wieder aufbrechen, meinte indes Baron Franz zu seiner Frau, mir ist doch ein wenig kalt geworden!

O, Franz! rief Magdalena erschrocken, warum hast du das nicht längst gesagt? Nehm unserm kleinen Schützling hier darf ich dich doch nicht vergessen!

O, ich melde mich schon, wie du siehst, liebe Lena! antwortete der Baron mit einem gültigen Nicken, darum rege dich weiter nicht auf! Er erhob sich und stieg sich dann auf Magdalena's Arm. So, nun gehen wir, fuhr er fort, und du Berta, warte er sich an das junge Mädchen, wirst uns folgen!

Ja, gnädiger Herr! sagte die Kleine leise. Hastig nahm sie ihr Bündelchen von der Bank und schritt dann hinter dem statlichen Paare her. Ihr war so wunderbar zu Mute. Aus dem Rauschen der Tannen hörte sie etwas heraus, wie das Räten von Kirchenglocken, und so herzlich klang das, so herrlich, daß sie hätte niederknien

Die Kirche war bis auf den letzten Platz besetzt. In der ersten Reihe saßen als Gäste: der Bischof der georgischen Gründungsverammlung Tatarischwili; der Bürgermeister von Tiflis Tschitschikow; sein Gehilfe G. G. Kojnoff; der Volksschulen-Direktor Tschumburdis; der Rektor der Mittelschulen N. S. Svanidze; Dr. philos. Titus v. Margwelaschwili, Vorsitzender des Georgisch-Deutschen Kulturvereins, u. a.

In der Freiheit rief Pastor R. Mayer darauf hin, wie Gott seine schützende Hand über der Gemeinde gehalten und sie gesegnet habe an geistigen und irdischen Gütern.

Nach Schluß des Gottesdienstes trat Fr. Schulz, der Vorsitzende des Kirchenältestenrates, an das Rednerpult und begrüßte zunächst in herzlichen Worten die Gäste und die Gemeindeglieder. Dann entwickelte er vor der Versammlung ein Bild des Lebens und der Schicksale jener Vorfahren, die vor hundert Jahren unter dem Druck der wirtschaftlichen, politischen und religiösen Verhältnisse in Württemberg sich gezwungen sahen, ihre alte Heimat zu verlassen und ihr Glück in Südrussland zu suchen. Unter den allergrößten Gefahren trafen sie die Donau abwärts und siedelten sich dann tatsächlich in Südrussland an. Doch schon nach einem Jahre brachen gegen 500 Familien wieder auf, um durch den Kaukasus ins H. Land zu ziehen und dort die Wiederkehr des Seelendases und die Gründung des Tausendjährigen Friedensreiches Christi zu erwarten. — In Transkaukasien blieben sie nun stecken und gründeten hier die bis jetzt bestehenden deutschen Kolonien. Fr. Schulz zeigt ferner, wie sich aus der anfänglichen Kolonie „Neu-Tiflis“ seit 1861 die jetzige tüftlerische deutsche Gemeinde entwickelte und schließt seine Ansprache mit dem Wunsch, „es möge unsere Gemeinde weiterberleben viele viele Jahre; sie möge blühen und gedeihen zum Wohl und Nutzen nicht allein ihrer selbst und ihrer einzelnen Mitglieder, sondern auch zum Wohl und Nutzen unserer ganzen Umgebung.“

Nach Fr. Schulz begrüßte die Versammlung zwei von unseren eifrigsten Mitarbeitern auf kulturellem Gebiet: Carl v. Dahn und Artur Leiß, letzterer in georg. Sprache.

Darauf dankte Alexis Walling (in russ. Sprache) den Vertretern verschiedener Lehranstalten für das Interesse an dem heutigen Feste, das sie durch ihr Erscheinen an den Tag gelegt hätten, und betonte ganz besonders, daß die Petri-Pauli-Schule sich bis jetzt ausschließlich kulturelle Arbeit, insbesondere die Pflege der deutschen Sprache, habe angelegen sein lassen, der Politik aber stets ferngeblieben sei.

Fr. Hein trat auf im Namen der hiesigen deutschen dramatischen Sektion und wies hin auf die Bestrebungen der letzteren, die Muttersprache und den Sinn fürs Schöne pflegen zu helfen, mit allen Kräften des Leibes und der Seele.

Lehrer G. Schaal begrüßte die Petri-Pauli-Schule und Gemeinde zuerst im Namen des Deutschen Nationalrats in Georgien und des Zentralvorstandes des Bundes der transkaukasischen Deutschen, dann aber auch als bejahrter Kolonist, als Nachkomme jener Kolonisten, die, vereint mit den Vorfahren der transkaukasischen Deutschen, seinerzeit aus Württemberg ausgewandert. Er zog hierbei eine Parallele zwischen der Jahrhundertfeier drüben, unter dem Druck der Deutschenhege und des Liquidationsgesetzes, und der Feier hier: eines freien Volkes — in einem freien Lande!

Adam Briem, Lehrer an der Deutschen Schule, entrollt darauf ein Bild der Entwicklung der hiesigen Schule, von den ersten Tagen ihrer Gründung bis auf die heutige Zeit. Wir sehen sie zu Anfang in einer kleinen Erdhütte, mit einem einzigen Lehrer, bestehend aus 35 Kindern verschiedenen Alters. Später sehen wir sie als Schule mit 2 „Klassenzimmern“ — in einem Lokal, nur durch einen Teppich voneinander getrennt, und endlich als vollkommen organisierte Schule mit 10 Abteilungen und 15 Lehrern, bzw. Lehrerinnen.

Martin Jael, Vertreter des Deutschen Realgymnasiums zu Tiflis, weist namentlich hin auf die Notwendigkeit einer Unterstützung dieser Lehranstalt. Jedes Leben brauche Licht, Luft und Wärme, sowohl die Pflanze wie auch der Mensch, besonders aber das Kind. Der Mensch brauche nicht nur physisch, sondern auch geistig Licht und Wärme; er brauche Ideale. Ohne Ideale sinkt er hinab zum Tier; nur durch sie könne er veredelt und vergeligt werden. Das aber könne in erster Linie durch diese Schule geschehen. Darum sei Aufgabe des Gymnasiums, der Ju-

gend nicht nur Kenntnisse zu vermitteln und sie zur Arbeit zu erziehen, sondern in ihr auch die Ideale zu wecken. „Definet Herz und Hand, und unsere kulturelle Arbeit wird gelingen!“

C. Samparter weist hin auf die kulturelle Arbeit, die die Gemeinde-Schule im Laufe der Zeit geleistet hat, und betrachtet die Beweggründe dazu. Er unterstreicht, daß 1) Pflichtgefühl und bewußtes Streben die Gemeinde bewogen habe, zu helfen und zu stützen, — nicht aber bloß Tradition. Da das Leben sich aber nun vollkommen verändert habe, so seien 2) neue Anstrengung, neue Fähigkeit und Ausdauer, neue Opfer an Mitteln notwendig, um die Arbeit weiterzuführen. Die einzelne Person könne hier nichts ausrichten; geschlossen, vereint müßten wir vorwärts gehen. Diese Erkenntnis sei da; das beweisen unser Verband und unsere letzte Delegiertenversammlung, doch müßten die Beschlüsse dieser auch in die Tat umgesetzt werden (Lehrer-, Prediger-, Schülerunterstützung, Taubstummenanstalt, Siedehaus, Waisenhaus, Jugendverein, Landwirtsch. Aufgaben).

Hierauf hat das Stadthaupt Tschitschikowil uns's Wort. Er wünschte in warmen Worten der Elementarschule und dem Realgymnasium ein ferneres frohes Blühen und Gedeihen, zum Nutzen sowohl unserer Gemeinden, wie auch der andern Völker des Landes.

Zum Schluß entwickelte G. Pfeiffer, der Leiter der Elementarschule, die Gedanken W. Jael's noch weiter und bat die Versammlung, ihr Verständnis für diese nicht bloß in Worten, sondern vor allem in der Tat: durch Spenden — zu beweisen.

Um die Anwesenden nicht zu ermüden, wurden von Chören (Männer- und Schülerchor) verschiedene Lieder vortragen. Eine rechte Kräftigungsstunde, Kräftigungsfeier wehte von den reinen Kinderstimmen auf die Festversammlung, und der Männerchor zeigte sich von seiner jugendlichen Seite: Einigkeit, Fülle und Kraft sprachen aus jedem Ton! Wie weisewoll und getragen klangen die Töne des Choral: „Gott ist getreu!“

Nach Beendigung dieses Teiles der Feier lud der Vorstand die Gäste zu einem kleinen Imbiß ein, und verbrachte man im Lokal des Realgymnasiums noch ein Stündchen des gemüthlichen Beisammensins.

Am Vormittag waren die Gäste und alle Anwesenden eingeladen worden, sich um 6 Uhr abends im Schulhose wieder zu versammeln. Doch schon um 5 Uhr war der Schulhof voll Volks.

Unter freiem Himmel war eine Bühne aufgerichtet, mit Zweigen und sonstigen Grün umwunden. Vor der Bühne — einige Reihen von Stühlen, und da diese lange nicht hinreichend waren, allen Anwesenden Sitzgelegenheit zu bieten, so wurde noch nachträglich eine ganze Reihe von Schulbänken herbeigebracht, und — im Sturm besetzt.

Dann gab es in bunter Reihe: Gedichte (unter ihnen 2 in georgischer Sprache) kleine Theaterstücke, Schauturnen, lebende Bilder, Lieder (Solo und Chor) u. dgl. m.

Für die meisten Anwesenden war wohl das Schauturnen unter Musikbegleitung etwas Neues, und den Kindern sah man es an, wie sehr ihnen daran gelegen war, die Uebungen recht eifrig und barockmäßig durchzuführen! — Schade nur, daß man immer noch viel zu wenig Gewicht auf diese schöne, reich und Geist gleich erquickende Art von Sport legt!

Die kleinen Männlein und Weiblein nahmen sich bei ihren Deklamationen so brav zusammen; manche traten so ungezwungen und frei auf, — daß es eine Lust war, ihnen zuzusehen und sie anzuhören.

Große Beifert liefen einige Kinderaufführungen hervor, so z. B. „Die Kinderchor“, von Fiedschö; „Das Jahr und seine Kinder“, „Sneewittchen“ u. a. Ein kleiner Knirps neben mir rief entzückt: „Du, Papa, so einen langen weissen Bart und eine so hübsche rote Zipfelmütze, wie diese Zwerglein haben, müßt du mir aber auch kaufen; ganz genau, bitte!“

Dort drüben aber, in der Ecke beim Schulhaus, hatten inzwischen einige „jugende Seelen“ eine „Quelle“ erobert. Das Klingeln von Gläsern und einige lustige Lieder zeigten an, daß die Quelle bereits Erfrischung geboten hatte und daß auch dort eine recht feiliche Stimmung herrschte.

Auch, der Tag war ein Festtag in der schönsten Bedeutung dieses Wortes. Erfreicht an Leib und Seele hatten die Gäste vom Schulhose heim.

Zu bemerken war noch, daß am Abend auch einige Vertreter des Ministeriums der Volksaufklärung zum Fest erschienen waren, von denen folgende genannt seien: Mi-

nisterkollege Zinjads und Bize-Direktor der Kunst des Ministeriums Mikaberidze, die zugleich ihre Bewegungen ausdrückten, durch dienstliche Abhaltung verhindert gewesen zu sein, auch der Feier am Morgen beizuwohnen.

G. Schaal, Lehrer.

Selenendorf.

Das Schulwesen in unserer Kolonie, das in den ersten Jahren des letzten, zerstörenden Krieges seinem Verfall nahe war und durch das Schreckensgeheimnis, die Liquidation, die nach dem weiten Aufblühen Gottes mit dem Sturz des Jarentums wie ein Nebel in die Vergangenheit zurücktrat, den Todeshauch erhalten hätte, ist jetzt zwei Jahren wieder im Aufblühen begriffen. Aus den Ruinen der während des Krieges geschlossenen Handelsschule entpuppte sich im verflochtenen Schuljahre neben der Volksschule ein Realgymnasium, ausgestattet mit allen staatlichen Rechten der Kronschulen. Weil nun aber die Eröffnung solcher einer Schule in so schwerer Zeit kein leichtes Unternehmen war, ist sie als ein besonders wichtiger Schritt zu bezeichnen. Die Notwendigkeit, eigene Mittelschulen zu besitzen, macht sich in solchen Zeiten, wie wir sie jetzt durchleben, doppelt fühlbar. Seit Eröffnung dieser Schule hatten unsere Kinder schon im letzten Schuljahre, als fast alle Mittelschulen geschlossen waren, die Möglichkeit, regelmäßigen Schulunterricht zu genießen. Dовoll besagte Schule einhweilen ein privates Unternehmen ist, so kann man sich dennoch freuen, in der Hoffnung, daß in naher Zukunft das Realgymnasium mit der Volksschule sich zu einem Ganzen wird verbinden lassen. Infolge Vereinerung der Schulen hätten auch weniger bemittelte Eltern die Möglichkeit, ihren Kindern eine bessere Schulbildung zu geben. Es ist zu bedauern, daß die Schulfrage bei vielen unserer Mitbürger leider immer noch eine Nebenfrage ist. Und eine Schande ist es, daß wir, Deutsche, in Schulangelegenheiten immer noch den Armenier, Georgier und anderen einheimischen Völkern weit nachstehen. Diese Völker haben schon vor uns die Notwendigkeit einer besseren Schulbildung eingesehen, opfern für die Erziehung ihrer Kinder ihre letzten Kopfen und spenden zur Erziehung der Kinder unbenutzter Stammesgenossen oft bedeutende Summen. Wir wollen dabei aber nicht unterlassen, zu bemerken, daß die Stiftungen in unserer Kolonie ihren Urbergebern gewiß auch ein langes, dankbares Andenken sichern.

Hat denn die Erfahrung uns nicht auf die Notwendigkeit einer besseren Schulbildung hingewiesen? Zeigt uns das praktische Leben nicht auf Schritt und Tritt, daß wir Mangel an geschulten Leuten haben? Wissen wir nicht oft aus Unkenntnis, zu unsern Nachbarn gehen und sie — sogar wegen Kleinigkeiten — um Rat fragen? Wir denken, es wäre hohe Zeit, daß man auch bei uns auf die Schule von einem anderen Standpunkte aus sehen lernte, als es bisher der Fall war. Alles, was wir, Eltern, in Schulangelegenheiten veräumen, sind Unterlassungssünden und müssen wir dafür untern Kindern eternal Redenshaft geben. Um diesem vorzubeugen, müssen wir tun, was in unseren Kräften liegt. Was einem allein schwer fällt, fällt einem Verbände, einer Gemeinde leicht. Also, sind wir, d. h. das ganze Dorf, in Schulfragen einig, so können wir Großes leisten. Es ist hierbei zu beachten, daß, sobald wir erst eine gemeinschaftliche Sache, die allen Kindern den Zutritt geklärt, besitzen, wir auch in ganz kurzer Zeit genügend gebildete Leute haben werden, und zwar, was besonders zu betonen ist, eigene Leute, die für unsere Kolonien von größerem Nutzen sein könnten, als fremde Personen, welche uns bei der ersten besten Gelegenheit im Stiche lassen. Daßes.

Haushaltungswirtschaftliches.

Ein Mittel gegen Frohküulen.

Augenblicklich ist die Erbbererzeit, und da dürfte niemand, der an Frohküulen leidet, es veräumen, — 1 Pfund Walderdbeeren zu kaufen, sie in einem Porzellangefäß gut zu zerdrücken, letzteres 4—5 Tage offen an der Luft stehen zu lassen, damit die Beeren ausgären, alsdann sie durch ein reines Mullläschen durchzuehen und den gewonnenen Saft in einem flächigen gut verkorkt bis zum Winter aufzubewahren.

Wenn dann die Frohküulen anfangen zu schmerzen und sich zu entzünden, genügt es, allabendlich von dem Saft einige Tropfen aufzutragen. Der Schmerz läßt sich gleich nach, und schon nach 3—4 Tagen trodnet die Oberhaut und schumpft sich ab. Das Mittel hilft auch bei Frohküulen, an denen man jahrelang litt, und wirkt besser als alle Salben.

Herausgeber: Der J. B. des Germanen ertracht. Dattler. Verantwortlich für den Redaktion: Day Konstantinow.

Gesucht

ein bescheidenes, anständiges Mädchen zum Alleinienen in eine kleine Familie.

1-й уч., Матиновская 10, кв. 6, Кальнинъ.